

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 7 (1945)

Artikel: An den Aareübergängen bei der Nydegg in Bern
Autor: Haas, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-240902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AN DEN AAREÜBERGÄNGEN BEI DER NYDEGG IN BERN

Von Hugo Haas.

Mit ferienhafter Unbeschwertheit möchte ich Sie, werter Leser, an das östliche Ende unserer Halbinsel geleiten und dort, wo sich die heute wohl sechzig Meter breite Aare ein tiefes Tal in den weichen Sandstein gefressen hat, vorerst den rechtsufrigen Brückenkopf unseres ältesten, festen Aareübergangs besuchen. Mittelalterliches Gepräge und architektonischer Schmuck sind ihm zwar heute, verglichen mit gleichbedeutenden Anlagen in Aare- und Rheinstädten, nur in geringstem Maße eigen. Dennoch lohnt es sich, hier zu verweilen. Häuser und Plätze reden von vielhundertjährigem Werden und Wandel. Es ist ein Brückenkopf, aus dem, unzeitgemäß schier, weder Tod noch Verderben dringen, noch von der Kriegsfurie gehetzte Menschen flüchten. Hier waltet stiller, freundlicher Kunst- und Gewerbefleiß. Aus Scheunen und Pferdestallungen steigen ländliche Gerüche auf, die sich friedlich und unangefochten mit den weniger beliebten Holzgasen der Fuhrhaltereicamions und den Schmieröldünsten des nun zum Autofriedhof gewordenen Klösterliareals mischen. Und, um das Bukett zu vervollständigen, gesellt sich bei drückendem Wetter noch feuchter Fischgeruch hinzu. Dann stehen an der hohen, sandsteinernen Brüstung Männer, Jünglinge und Knaben und zeigen mit langen Ruten auf die Aare hinaus. Damit soll aber nicht gesagt werden, es sei hier zu allen Zeiten so harmlos friedlich zugegangen. Ein Brückenkopf, er mag noch so verschandelt und vernachlässigt aussehen, ist je und je bedeutsam gewesen, als Verkehrs-, Markt- und Werkplatz, als stark befestigtes Vorwerk am Eingang zur Stadt. Und dieser Platz hat wahrhaftig etwas erlebt: Belagerungen, Gefechte, Mordio und Fürio!

Um letzteres gleich vorweg zu berichten: In den vergangenen 140 Jahren sind bezeugt — den Kanonenschuß, dessen Einschlag man am alten Burgerhaus, d. i. das Rathaus am Stalden, noch sehen kann, nicht mitgezählt — zwei Schüsse gefallen und ist der rote Hahn auf hiesige Dächer geflogen. Von dem ersten Schuß gibt eine marmorene Gedenktafel Kunde. Sie steht an der Stützmauer der neuen Klösterlistraße und dürfte wieder beachtet werden. Die Inschrift lautet:

«Die Stadt Bern ihrem edlen Burger Sigmund Rudolf von Werdt, der hier für die Befreiung streitend den Tod fand. Der XVIII. September MDCCCII.
Er lebte XXI Jahr.»

Wer den Ursprüngen nachforscht, die zum sogenannten Stecklikrieg führten, dessen Opfer der junge Leutnant v. Werdt vor der Unterbrücke zu Bern wurde, wird viele Parallelen zum heutigen Geschehen in den besetzten Gebieten Europas erkennen. Vom andern Schuß zu reden, scheue ich mich mich schier. Doch treffen Tragik sich und Komik oft im selben Raum, und niemand zürnte deswegen. Also vom zweiten Schuß — wohl einem Flöbert- oder einem Einsatzgewehrlauf mutwillig entsprungen — zeugt ein kreisrundes Loch im P von Telephon der gläsernen Fernsprechkabine. Interessant für Historiker und wegleitend für angehende Detektive mag sein, daß beide Schüsse von derselben Stelle, der Ostseite des Turmes, abgegeben wurden: 1802 aus einem dort befindlichen Erker des Wachtturmes und durch einen Unitarier abgefeuert, d. i. ein Anhänger der von Frankreich sanktionierten Regierung einer «Einigen und unteilbaren helvetischen Republik»; 194? vom schmalen Treppenpodest am Eingang zur Felsenburg alias Wachtturm und von einem schießbegeisterten und unbewußt heimatschützlerisch empfindenden Burginsassen losgelassen.

Diesem Wachtturm

gebührt die Ehre, der Älteste am Platze zu sein, obschon er im Laufe der Zeit Name, Gestalt und Bestimmung wechselte. Er hieß bis ins 17. Jahrhundert Blutturm und war das Vorwerk sowohl der älteren, um 1250 gebauten hölzernen, als auch der späteren steinernen Brücke, die nach dem Hochwasser von 1460 begonnen und 1487/89 vollendet wurde. Er mag also schon den Fährenverkehr über die Aare zum Ramseierloch genannten ersten Stadttor geschützt haben. Die steinerne Brücke, in drei mächtigen Schritten über die engste Stelle der östlichen Aareschlinge setzend, war mit steinernen Pfeilern überwölbt und mit Tor und Türmen stark befestigt. Der äußere, rechts der Aaremitte, im Konstanzer Bistum gelegene Pfeiler trug bis zur Reformationszeit eine Kapelle U. L. Frau, eine Marienkapelle. Der Brückenausgang führte bis 1625 in starkem Winkel durch den Turm, dann mauerte man diesen Durchgang zu, und ein seitlicher Torausgang mit Graben und Fallbrücke leitete hinüber zu den Landstraßen ins Emmental, Oberland und in den Aargau. Die stadt- und flußaufwärts gelegenen, ungemein reizvollen Turmanbauten sind schon im Plan der Stadt Bern von 1583 und in einer Ansicht vom Jahre 1603 sichtbar. Das steile, um die südwestliche Ecke kühn geschwungene Dach reichte bis über die halbe Höhe des Bollwerks. Auf der Ostseite, über dem Graben, hing ein mit Schießscharten versehener Erker, von welchem aus man den Platz gut überblicken konnte. Groß war und ist ja dieser Brückenvorplatz nicht: Kaum fünfzig Schritte jenseits des Platzes macht ein steiler Hang weit-ausholend den Bogen der Aare mit. In einem natürlichen Haldeneinschnitt, der sich bis zur Schoßhaldenhöhe zieht, lief die ursprünglich Hohlgasse, dann

Haspelgäßli genannte, wohl älteste Zufahrtsstraße zur Stadt. Erst 1677, als der Kleine Aargauerstalden angelegt wurde, ging sie als Fahrstraße ein, laut folgender Verordnung: «Karl Manuel möge die Hohlgasse, so vom Stalden vor dem unteren Tor nach dem Ostermundigenfeld führe, die aber ganz unbrauchbar geworden, zu seiner anstoßenden Matte schlagen und ausfüllen, doch soll dies dem daneben laufenden Fußweg, „Haspelgäßli“ genannt, zu keinem Abgang gereichen.» Rechts vom Haspelweg, dem Torgraben nach, ging es zur heutigen «Klösterlibesitzung», wo sich 1749 eine Stallung, eine Wirtschaft und ein Friedhof befanden, dann weiter oben zum schon 1483 bestehenden Kleinen Muristalden. Links des Haspelgäßleins wichen im mittleren Hangteil die Matten und Baumgärten den gelbbraunen Blößen der Sandsteinfluh, die sich bis an die Oranienburghalde erstreckte, schlechten Bausandstein lieferte und zersägt aussah, wie heute die Ostermundigensteinbrüche. Am Fuße der Sandfluh und der Oranienburghalde standen ein größeres Bauernhaus mit Scheuern, das Haus eines Gärtners, eines Wachtmeisters, zusammengebaut die Häuser eines Bäckers und eines Chirurgen. Zwischen der Aare und der Altenbergstraße waren, wie heute, nur wenige Gebäulichkeiten; zunächst das Blatternhaus, wo Aussätzige und an der vielverbreiteten Lustseuche Erkrankte abgesondert gehalten wurden, dann die beiden Faßhäuser, ein westliches für deutsche (wohl meist See-) Weine und ein östliches für die beliebten welschen (milden Ryf- und La Côte-) Weine. Die Planskizze, welcher wir diese Einzelheiten entnehmen, entstand 1749 bei der Projektierung des ein Jahr später in Angriff genommenen Baues des Großen Aargauerstaldens. Nach dessen Vollendung 1758 gestaltete man zur Erleichterung des Verkehrs die alte Brücke und den Nydeggstalden etwas um: Die beiden Tore und das Dach wurden entfernt, 1760 die schmucken Bogen errichtet und der etwas erhöhten Brücke eine steinerne Brüstung gegeben. Sechzig Jahre später wünschte man mehr Weite. Und, wiewohl man sich damals schon mit dem Gedanken herumtrug, eine neue, höher gelegene Brücke zu bauen, opferte man behelfsmäßig und später auch unnötigerweise schmucke und ehrwürdige Bauwerke. Das innere Tor wurde abgetragen sowie auch die große, zum Salpeterturm (heute Laufenegg) hinüberreichende, mit Schießscharten versehene Schutzmauer. Der Verkehr forderte weitere Erleichterungen: die Zugbrücke verschwand, der Graben am Tor wurde ausgefüllt, die steinerne Brustwehr wich einem leichten eisernen Geländer. Unterdessen, 1780—1784, war der Große Muristalden angelegt worden. Prächtige Baumreihen von Linden, Ulmen und Platanen warfen bald geschlossenen Schatten auf die beiden Stalden. Da setzte im Jahre 1844 die neue Nydeggbrücke in einem kühnen Sprung über die Häuser an der Matte und über die Aare. Wir wollen später noch davon berichten. Die Untertorbrücke und ihr treuer Wächter vereinsamten. Der alte Wachtturm ging in Privatbesitz über. 1862 erwarb ihn der Dachdeck Hans Zimmermann mitsamt den vielen Dohlen, die sich darin eingenistet hatten und dem Dachdeck den Übernamen Dohlenhans einbrachten. Diesem stand der alte Torbogen im

Wege. Er wurde abgebrochen, und so verschwand im Jahre 1864 der letzte architektonisch wertvolle Teil der Brücke. Der Blutturm alias Wachtturm alias Dohlenturm degenerierte zum Miethaus «Zur Felsenburg». Der Dohlenhans aber soll sich, der Fama gemäß, daran so in Schulden verbaut haben, daß er dem Leben entsagte.

Dem «Klösterli»

erging es ungleich schlimmer als unserm Wachtturm, denn dieser hat doch volle 600 Jahre unwandelbar seiner Bestimmung leben dürfen, während das Klösterli, das eigentlich keines war, ein ungemein wechselvolles und zum Teil noch unabgeklärtes Dasein fristete. Platz und Bedeutung werden erstmals erwähnt, als König Rudolf von Habsburg 1288 die Stadt belagerte. Da flüchteten sich die «Schwestern an der Brugg» aus ihrem Haus nördlich des Turmgrabens auf dem Sandsteinhügel, hoch über der Aare, an die Gasse der Herren von Egerton (die Herrengasse) hinter die schützenden Mauern. Es waren also Beginen, die hier lebten, Frauen und Töchter, die wohl ein gemeinsames, andächtiges, klösterliches Leben in Gebet, Buße, Armen- und Krankenpflege verbrachten, ohne jedoch an besondere, den Klöstern eigene Ordensregeln gebunden zu sein. Nach ihrer Flucht hört man von einem Beginenhaus da drüben nichts mehr. Pflege und Herberge blieben aber als Bestimmung dem Orte eigen. Im Jahre 1335 schenkte die Stadt dem «neuen Spital — dem nachmaligen niedereren Spital — zu einem Neubau das Areal vor dem niedereren Tor», das Klösterliareal. Wieder vergehen fast 200 Jahre und man vernimmt, daß 1528 das baufällige Spitalgebäude abgetragen wurde. Damals trug man wohl auch den ernsten Charakter dieser Stätte der Barmherzigkeit im dortigen Gottesacker zu Grabe. Dieser Friedhof, das einzige, was vom niedereren Spital übriggeblieben war, zog sich, 1708 noch erweitert, vom Klösterli bis hinauf an den Kleinen Muristalden und zum Platz, den der rechtsufrige Pfeiler der 1844 fertig gewordenen Nydeggbrücke einnahm. Durch die Korrektion des Aargauerstaldens fiel vorerst der obere Teil weg, und die Stadt kaufte zum Ersatz, 1751, den Rosengarten. Der andere Teil des Gottesackers blieb, trotz der profanen Nachbarschaft, bis 1826 in Gebrauch. In weiten Sprüngen durch die Jahrhunderte lernen wir diese Nachbarschaft kennen: 1688 erkennt die Obrigkeit dem Klösterliwirtshaus das Pintenrecht zu, d. h. das Recht des Weinausschanks; 1746 wird das Wirtshaus durch den Besitzer Frischling von Thun neu aufgebaut; drei Jahre später steht auf einem Plan als Vermerk neben Klösterli: Wein- und Kornmagazin. 1759 erhält das Klösterli das Tavernen-, d. i. das Speisewirtschaftsrecht, so daß es nun auch warme Speisen auftragen darf. Diese Beförderung verdankt es sicherlich der Zunahme des Verkehrs nach Fertigstellung des Großen Aargauerstaldens. Und 1833 steht es da als vollgültiges Gasthaus. Was ihm diese Ehre verschaffte, ist mir nicht bekannt. Auch weiß ich nicht, wann der sechsstrahlige weiße Bierbrauerstern

auf sein prächtiges Mansardendach zu stehen kam. Das Aufkommen der vielen kleineren und größeren Bierbrauereien fällt in die Zeit nach 1840. Im Adreßbuch figurieren die Besitzer des Klösterli bis 1903 als Bierbrauer, so 1886 ein eben ins Burgerrecht aufgenommene Heinzelmann, Großvater des in Bern gut bekannten Schiffskapitäns, und zuletzt ein A. O. Dechant. Damals entstanden auch die in den Sandstein gehauenen Bierkeller hinter der Felsenburg und bei Deißenwil. Das Bier wurde darin auf dem im Egelmoos gebrochenen Eis gelagert. Und getrunken? Nun, an Konsumenten wird es, abgesehen von den Patriziern, welche das Bier fäßchenweise bezogen und es, in Ermangelung von Flaschenbieren, selbst in Weinflaschen abfüllten und verkorkten, besonders seit 1857, da der Groß- und teilweise auch der Kleinviehmarkt hierher verlegt worden waren, sicherlich nicht gefehlt haben. Ja, diese Verlegung! Es lohnte sich, darüber ausführlich zu berichten: Wie die Eisenbahnanlagen in der oberen Stadt viel Platz erfordern und auf das Bau- und Verkehrswesen einwirken. — Wie deshalb der Bärengraben vom «Aarbergertor» an die obere Nydeggbrücke, der Großviehmarkt vom Platz an der Kleinen Schanze (Ecke Zollverwaltungsgebäude, ehemals Bernerhof) vor die Untertorbrücke und an den Aargauerstalden verlegt werden. — Wie der Kronenwirt Krafft, der eben den Bernerhof bauen ließ, 1000 schöne Franken für diese Verlegung anbietet und anno 1856 der Gemeinderat beschuldigt wird, die Gemeindeabstimmung über diese Sache umgehen zu wollen. — Wie die obere Stadt die Vorzüge des Waisenhausplatzes als

Viehmarktplatz

herausstrich. — Und wie endlich, am 3. April 1857, die Einwohnergemeindeversammlung im Großen Kasinosaal mit 343 gegen 157 Stimmen für den Viehmarktplatz beim Klösterli einstand. Das war ein Sieg! Und nie wieder ist so viel Gutes von diesem Platz gesagt worden: Bequeme Zugänge habe er, besonders wenn die Matte-Marzilistraße und der Bahnhof im Wyler erstellt seien; vor Zugwinden sei er geschützt, der Sommerwärme ausgesetzt, geräumig und eben; er vereinige gute Reinigungsmöglichkeit mit gutem Abzug für das Wasser; Raum sei da für 1200 und mehr Stück. Wie schlimm ist es mit dir geworden, guter Viehmarktplatz! Was man dir anrühmte, ist durchaus wahr. Als Bern in weitem Umkreis einziger Viehmärkte abhielt, da standen oft dicht aneinandergedrängt 2000—3000 und mehr Stück auf dem Platz, zwischen den Saarbäumen an der Altenbergstraße, den Aargauerstalden hinauf bis zur Papiermühlestraße. Das war ein Leben! Heute stehen zwischen den Stangen im unteren Teil des Platzes meist nur Wagen, Karren, ausrangierte Lastwagen und Autos, eine Betonmischtrommel, ein Lokomobil und verrostete Pflüge und Autochassis. Und das Klösterli? Es hat als Wirtschaft ausgespielt. Mit dem Rückgang des Marktbetriebes begann sein innerer und bald auch sein äußerer Zerfall. Vor zehn Jahren verbrannte der Dachstuhl des immer noch

Schönheiten verratenden Barockbaues. An Stelle des anmutigen Mansardendaches bekam das Haus ein Satteldach. Über dem Eingang zur Wirtschaft hing noch bis vor kurzem ein verrostetes und verbeultes Aushängeschild mit dem ursprünglichen Klösterli darauf und an Reiswellendraht ein verwaschenes Gymnasiastenemblem. Jetzt liest man an der Hauptfassade des mit Altmaterial gefüllten Hauses: «Autoabbruch». Und es bedürfte der übrigen Schilder mit ihrer Anschrift «Alteisen und Metalle» nicht, denn nur zu offensichtlich liegt hier zum Ärgernis aller Quartier- und vieler anderer Bewohner alter Gerümpel in Menge herum. Schade um das schön gelegene Gebäude, um das baulich prächtige, asymmetrische Stöckli mit dem hübsch geschwungenen Bernerdach! Wie gut ließe sich hier ein Altersasyl für die Greise und Greisinnen des Mattenquartiers einrichten!

Unten am Klösterlistutz, unsern Brückenkopf nach Nordosten abschließend, ist ein anderes Wirtshaus:

Das «Landhaus».

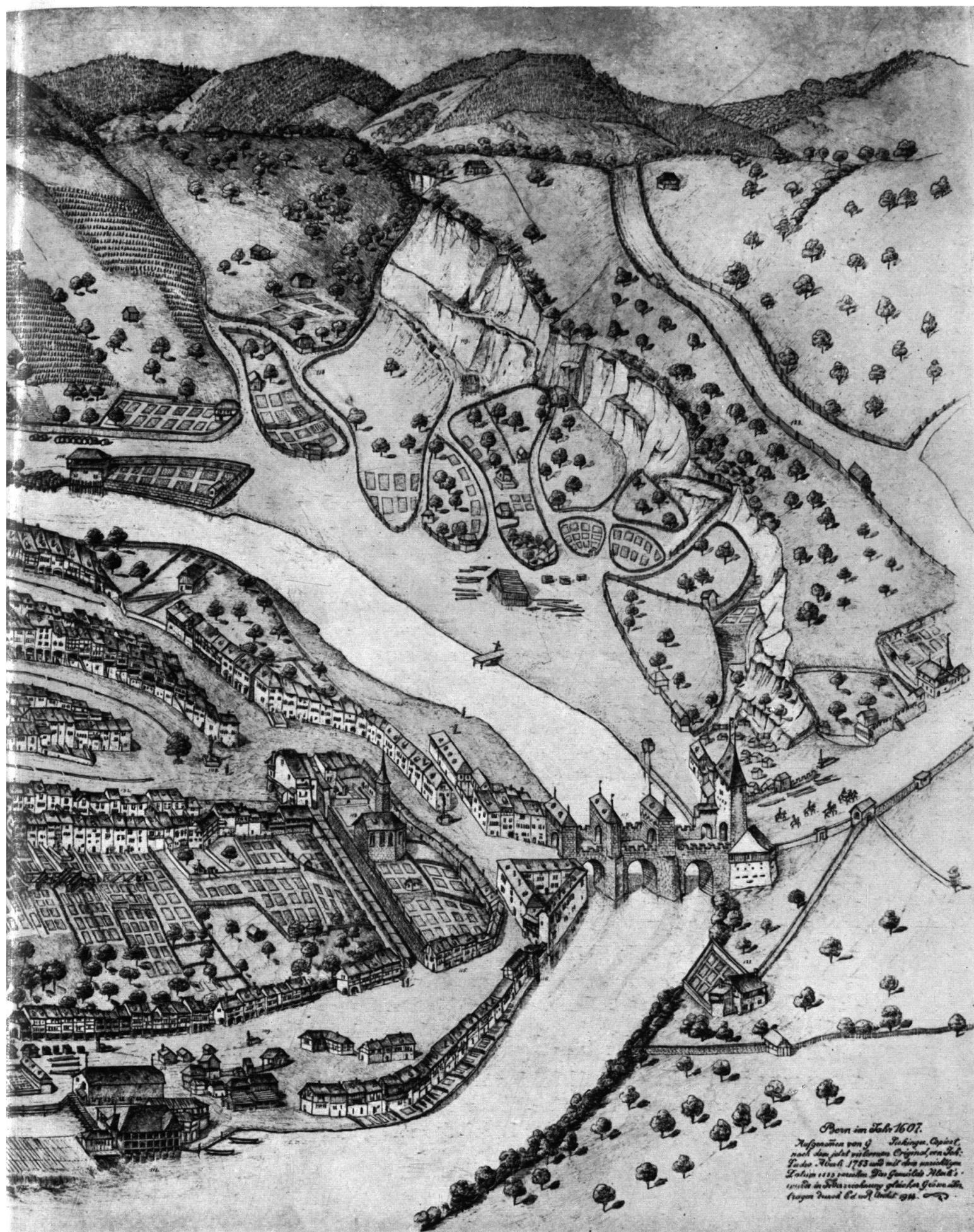
Der Platz, auf dem es heute mit Nebenhaus, großer Scheuer, Knechtenhaus und geräumigen Stallungen steht, zwischen der Altenbergstraße, der «Bratpfanne», eines einst wegen den 1758 dort zur Unterstützung der Seidenfabrikation gepflanzten Maulbeeräumen verbotenen und deshalb viel begangenen Fußweges, und dem neuen Klösterlistutz, war von frühester Zeit an überbaut und bewohnt. Schon in den Plänen von 1583 und 1603 erkennt man am Fuße der Sandfluh nahe dem Tor, beim uralten Brunnen an der Hohlengäss, ein Dutzend kleiner Gebäude hinter Mauerzinnen. Sind es Speicher oder Absonderungshäuschen für die Pfleglinge des Siechenhauses? So ein Siechenhaus oder Leprosorium, erstmals 1284 erwähnt, stand doch bis 1499 «am Felde» bei der Hohlengäss und später, als Blatternhaus bezeichnet, an der Aare (1601 an Stelle des welschen Faßhauses, 1749 etwas weiter aareabwärts) in nächster Nähe des heutigen Landhauses. Seinen Namen «Landhaus» verdankt es wohl einmal seiner Lage auf der Landseite zunächst der Stadt, dann ganz besonders seiner von Anfang an doppeltem Zweck dienenden Hausform, der eines Gast- und Bauernhauses. Die Sitze der Umgebung tragen meist den Namen ihres Besitzers, Manuel-, von Sinnegut, oder ihrer Lage, Schoßhaldengut, Liebegg u. a. Da bis 1844 aller Verkehr Berns von und nach der Nord- und Ostschweiz hier vorbeiging, dürfte eine Herberge mit Pferdeställen und Wagenremisen außerhalb des untern Stadttores nicht unwichtig gewesen sein. Zudem mußten für die Pferde, welche an allen Stalden Vorspanndienste leisteten, große Stallungen vorhanden sein. Leider erkennt man aus dem Bild von Dünz aus dem Jahre 1700 nur das Dach des Landhauses. Breit und steil streckt es sich hinter der bedeckten Untertorbrücke hervor. Viel Futter und Streue mag unter seinem großen Dach Platz gehabt haben. Ein Aquarell von Aberli zeigt, etwa ein Jahrhundert später, an selber Stelle einen niederen Riegbau, südlich da-

vor den bekannten Brunnen, jenseits der östlich ziehenden Straße Steinmetze beim Behauen großer Sandsteinquader und längs der Aare Seilergestelle. Entstand wohl damals jener Berner Barockbau, als welcher das Landhaus mit Remisen, Stallungen und Tenne 1865 in den Besitz der Familie Hofstetter überging? Der Verkäufer, Fritz Gfeller, war als Fuhrmann und Wirt im ganzen Bernbiet bekannt. Durch die Viehmärkte hatte das Landhaus noch vermehrte Bedeutung gewonnen. Auf die Dienstagmärkte hin rückten die Bauern des bernischen Mittellandes, des vorderen Oberlandes, ja vom Simmental her schon am Samstag und Sonntag an. Die Stallungen faßten normalerweise 100 Pferde, aber auf die Markttage hin hatte es einige hundert Stück in den Stallungen, den Remisen und der Tenne. Da war noch Leben in der unteren Stadt, ein Leben, das dem Gastgewerbe, den Hufschmieden an der Mattenenge und am Stalden, den Wagnern und Schreinern und den Krämern guten Verdienst brachte. Der Käufer des Landhauses, Peter Hofstetter, der Großvater der heutigen Besitzer, stammte aus der Sulgenbachmühle. Auch er war mit der Fuhrhalterei vertraut, besorgte er doch frühzeitig schon den Transport des Mehls besonders ins Oberland. Als er das Landhaus erstand, mußte er auch die vertraglich dem Landhaus überbundenen städtischen Kehrichtfahrungen übernehmen. In den 90er Jahren gingen die Fuhrhalterei, das Bauern- und Wirtschaftsgewerbe an Vater Karl Hofstetter über. 1897 brannte die Landhausbesitzung bis und mit dem Dachstuhl des hangwärts gelegenen Hauses Nr. 4 vollständig nieder. Doch schon ein Jahr später standen die heutigen Gebäulichkeiten. Die Brückenbauten und die Bahnen und damit die Andersleitung des Verkehrs, dann das Schwinden des Viehmarktes brachten dem Geschäft wohl große Einbußen, wie übrigens dem ganzen Quartier, aber die Rührigkeit und Umsicht des Vaters, dann der Söhne Hofstetter sicherte dem vielseitigen Unternehmen stetigen Fortschritt.

Hinter der Felsenburg

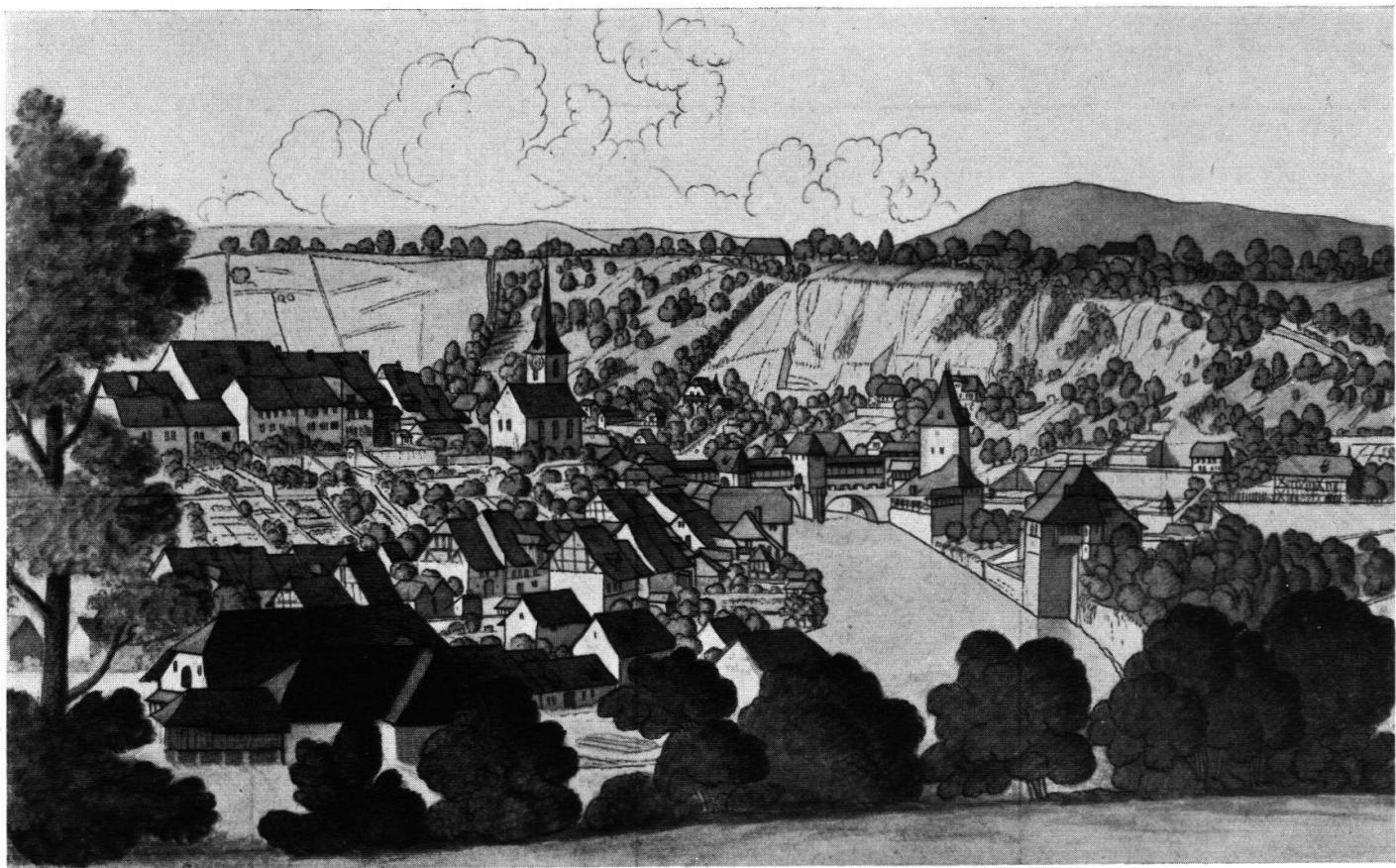
ist eine kleine Welt für sich. Nichts deutet darauf hin als drei Firmenschilder. Auf dem aufgefüllten Turmgraben führt der Weg zwischen einem schattigen, mageren Gärtchen und einem mit nur zwei Bäumen bestandenen Wiesenzipfel durch. Er läuft zwischen dem Turm und seinen Anhängseln und der mauergekrönten sandsteinernen, von Anbauten versteckten Felswand der Klösterlibesitzung hinunter zum Aaredamm und zum rechtsufrigen Pfeiler der großen Nydeggbrücke. In der Mitte ungefähr weitet er sich zu einem Miniaturhöflein. Hier waltet das Handwerk noch still und ungestört, ja ohne Einspruch der Polizei, wie im Mittelalter unter freiem Himmel. Was den Küfern und Flaschenputzern, den Sattlern und Tapezierern in der oberen Altstadt verboten wurde, nämlich an den öffentlichen Brunnen oder auf der Gasse zu arbeiten, kann man hier noch erleben: Die Malergesellen des Geschäftes Roux & Friedrich, deren Werkstatt unter dem ehemaligen Wachthaus liegt, laugen hier

TAFEL VI

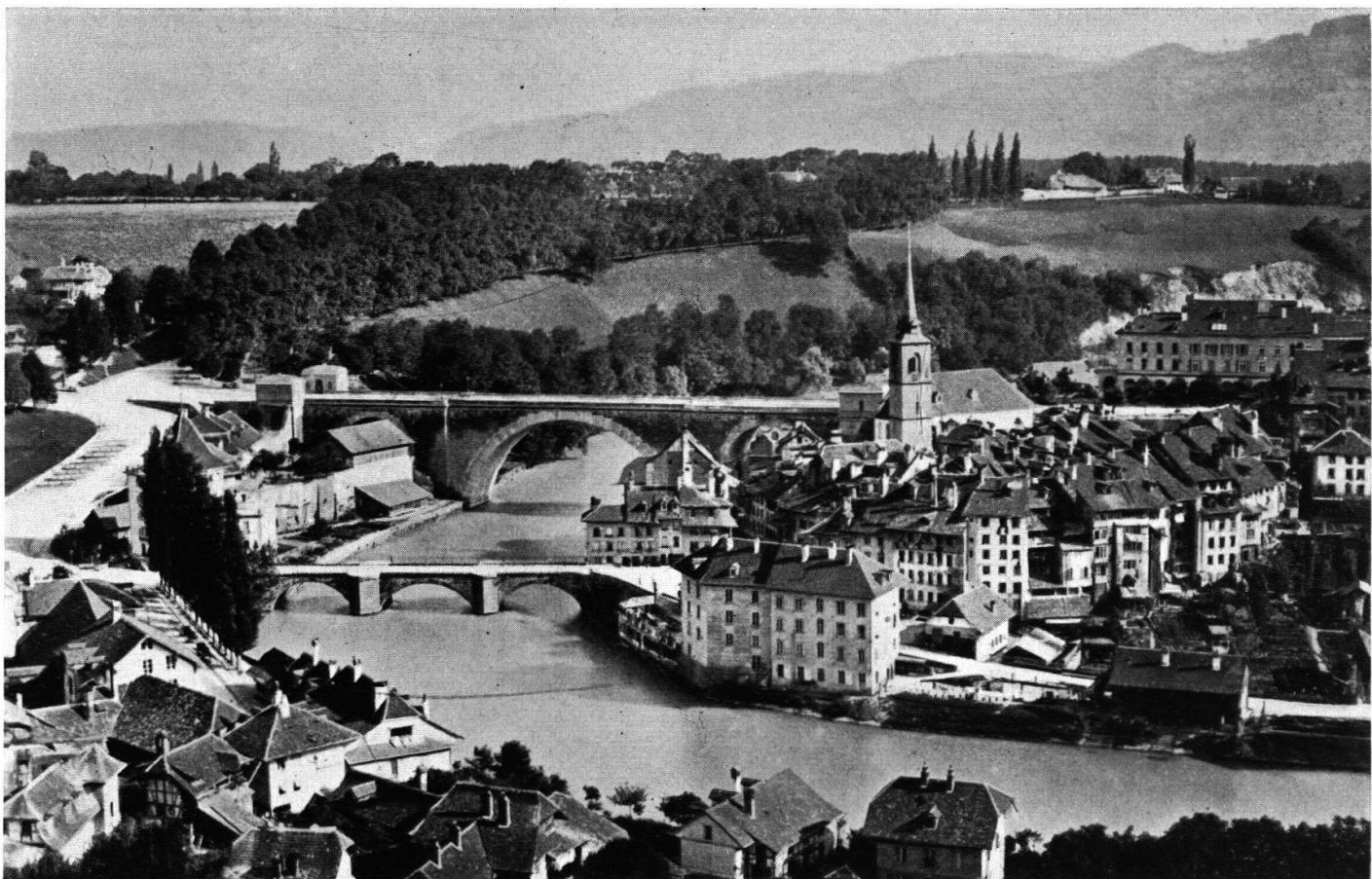


Untere Stadt, Nydeggrücke und Altenberg mit der Sandfluh, 1603/07. Aus dem Sickinger-Plan nach der Umzeichnung von Ed. von Rodt.

TAFEL VII



Untere Stadt und Altenberg um 1680 von Johann Düntz.
Über der befestigten Nydeggbrücke die steilen Felsen der Sandfluhsteinbrüche, die heute vom Aargauerstalden durchschnitten sind.



Die beiden Nydeggbrücken um 1880. Photo von A. Garcin, Genève.

TAFEL VIII



Der Viehmarkt am Klösterlistutz.



Hinter der «Felsenburg».



Die Felsenburg vom Klösterli aus.

ab, reinigen ihre Farbkübel und ihre Gestelle; die Glasmaler, Meister Halter und Geselle verbleien und verlöten. Und alles kann man da stehen lassen, es kommen keine Diebstähle, keine Sachbeschädigungen vor. Der «Janhagel», wie man eine Horde von Mattenbuben (Giele) nennt, hat großen Respekt vor der Arbeit und dem Material der «Hintersassen».

Vom «Wachtgebäude» aareaufwärts zog sich bis in die 70er Jahre ein kleiner Obstgarten. Ein Plätzchen, von einem Birnbaum beschattet, zeugt noch davon. Hier baute der Ofner Huber das noch bestehende Gebäude für sein Gewerbe, die Kachelbrennerei, den Ofenbau, das Verkaufsmagazin. Im Erdgeschoß seines Wohnhauses, des schon erwähnten und umgebauten Wacht- und Zollhauses, befand sich die Remise. Gegenüber, an die Felswand angelehnt, standen die Stallung und anschließend die Trockengerüste für die frisch geformten und die mit Landschaften, Sprüchen und Städtebildern geschmückten, gemalten und glasierten Kacheln. Daneben waren die Schwemmwannen oder Tröge, in denen der blaue, aus der Papiermühle und der gelbe, aus dem Sand bei Schönbühl stammende Lehm geschlemmt, gemischt und mit Füßen geknetet wurde.

Als 1890 ein Ofner Schmied das Geschäft Huber weiterführte, hatte sich darin schon mancherlei geändert. So bezog man längst die fabrikmäßig fassonierte Kacheln aus Biel, wo zudem ein besserer Lehm vorhanden ist; die Bilder wichen eingepreßten Ornamenten, der Maler, den man früher auf die Stör genommen hatte, verschwand, und endlich hatten die Kachelofen den kleineren, heizkräftigeren Tragofen Platz gemacht. Die eisernen Gestelle hierzu wurden vorerst von einem Schlosser, später aber auch durch die Fabrik hergestellt. Um die Jahrhundertwende wandelte sich hier vieles. In die Ofnerwerkstatt zog ein Störenschlosser; in die Remise der Ofenhandlung Huber reihte der Droschkenhalter Gaberell, Vorgänger von Guggisberg und des jetzigen Fuhrhalters Thomet, seine Breaks, Landauer und Droschken nebeneinander; die Pferdestallung der Hafnerei ging ebenfalls mietweise in seinen Besitz über. Mit dem Überhandnehmen der Autotaxis verschwand die Droschkerei, die Fuhrhalterei trat an ihre Stelle, und diese wird seit 1928 von Fritz Thomet betrieben.

Im großen Haus aber blieb etwas bestehen, die Möglichkeit zum Brennen, das Fachkamin, ein hohes, mit starken Wandungen versehenes und mit feuerfesten Schamottensteinen ausgelegtes Kamin. Diese Möglichkeit, verbunden mit der Helligkeit und Ruhe sowie der niedrige Mietzins, veranlaßte die städtische Gewerbeschule, ihre keramische Abteilung hier unterzubringen. Unter der Leitung von Herrmanns, eines überaus praktischen, künstlerisch begabten und originellen Lehrers und des tüchtigen Drehers Tschanz von Heimberg entwickelte sich diese Schule so, daß zweckdienlichere großfenstrige Räume geschaffen werden mußten. Damals entstanden aus dem großen Holzhause hinter der einstigen Ofnerei Werkstätten und Schöpfe. Erstere, gerade an der Aare gelegen, umfaßten die Brennerei, die Dreherei und die Malerei, letztere,

der Gasse zugekehrt, enthielten die Lehmtröge und die Gipserei. Die hurdenähnlichen Holzverschläge trugen nun statt Ofenkacheln formschöne Vasen, Schalen und andere Tongebilde, welche alle die Grundsätze des Meisters erkennen ließen: Gute Form, anständige neutrale Farbe, einfaches Dekor.

Als im Jahre 1922 die keramische Fachschule in die neuen Werkstätten rückte, übernahm der Glasmaler Louis Halter die Räume der einstigen Ofnerei. Und damit blieben diese, getreu ihrer bisherigen Bestimmung, in höherem Maße noch dem Kunstgewerbe, ja der Kunst selbst verbunden. Denn wiewohl Louis Halter schon seit 44 Jahren dem Glasmalerhandwerk obliegt, so hält er doch darauf, den künstlerischen Teil berufenen Künstlern zu überlassen. Infolgedessen schufen in den letzten zwei Dezennien zeitweise bedeutende Künstler wie Moilliet, Steck, Münger, Volmar und Zehnder und andere in seiner Werkstatt. Den letztern überließ er sogar den schönsten Raum als Atelier. Mit Münger, der damals im Rabbenthal wohnte, arbeitete er 16 Jahre zusammen und mit Paul Zehnder noch heute. Die Glasmalerei hat noch dieselbe Technik wie vor neun Jahrhunderten und erfordert in gleichem Maße vielseitig handwerkliches und künstlerisches Können. So wirkt seit Jahrzehnten hier immer der Meister in der Werkstatt mit und waltet nach den alten guten Grundsätzen, daß nicht das Wirtschaftliche des Handwerks erstes Sinnen und Trachten ist, sondern die Werthaltung des Kunstwerks, die Verantwortung und Pflicht zu sorgfältiger, Generationen überdauernder Arbeit. Und was aus dieser Werkstatt und Ateliers herausgeht, seien es Wappenscheiben oder Kirchenfenster, wie die der reformierten Kirche in Winterthur oder der Abdankungshalle im Schoßhaldenfriedhof, wird der Kritik standhalten können wie die Werke der alten Meister der Glasmalerei.

Nach einem Vierteljahrhundert ist nun (1942) die keramische Fachschule wegen Platzmangel aus unserem Felsenburghöflein an die Spitalackerstraße gezogen. In ihren bisherigen Räumen aber haben sich zwei Schreinermeister eingemietet.

Wer hätte hinter der Felsenburg so viel Gewerbe- und Kunstfleiß vermutet?

Und nun können wir zum Abschluß unseres siedlungsgeschichtlichen Rundganges gerade noch an einem Jubiläum teilnehmen; denn

die große Nydeggbrücke

ist am 23. November 1844 in einem feierlichen Akt dem Verkehr übergeben worden. Wohl haben die Leute an der Matte und am Stalden wenig Grund, dieser Hundertjahrfeier freudig zu gedenken, doch dürfen wir als Stadtberner diesem soliden, mit viel Umsicht und Sorgfalt erstellten Werke, dieser ersten Hochbrücke Berns, eine historische Reminiszenz keineswegs versagen. Man muß davon absehen, daß sie der Mattenenge Licht und Sonne wegnahm, daß die stadtwärtige Zufahrtsrampe den südlichen Hang des mit Gärten und Bäu-

men besetzten prächtigen Kirchhügels entzweischnitt, Kirche und Hofplatz nach Westen hin dem Blick entzog, den obern Zugang zu Nydeggstalden und Untertorbrücke verengerte und durch Verstärkung des Gefälles den Wagenverkehr empfindlich beeinträchtigte. Man soll vergessen, daß ihr einige der baulich schönsten, markantesten Häuser im zierlich geschwungenen Junkerngaß-Staldenbogen zum Opfer fielen und daß der Vennerbrunnen an der untern Gerechtigkeitsgasse weichen mußte. Dann erst wird man sich freuen am kühnen Schritt, den diese aus sauber behauenen Granit- und Kalkquadern und aus Sandstein gebaute feste Brücke über die Aare nimmt. Und sicherlich werden sich viele auch darüber freuen, daß der Plan des Chevalier Mosca, Inspektor des königlichen Geniekorps in Turin, nicht in Betracht kam, wiewohl einige seiner Ideen in unserer Nydeggbrücke verwirklicht wurden. In diesem Falle hätte die Brücke in der Verlängerung und vollen Breite der Gerechtigkeitsgasse die Aare in einem riesigen elliptischen Bogen von 54 m Licht- und 16 m Pfeilerhöhe übersetzt. — Die ausgeführte Brücke hat eine Spannweite von etwa 46 m bei einer Pfeilerhöhe von 18,45 m. — Und wenn auch nicht, wie damals Spötter bemerkten, die Stadt hätte niedergeissen werden sollen, um ihr einen bequemeren Eingang zu verschaffen, so wären doch die Untertorbrücke und die Kirche an der Nydegg beseitigt worden. Erstere würde durch eine am Hauptbogen angebrachte Hängebrücke ersetzt worden sein, letztere in der Nähe auf einem achteckigen Platz neue Gestalt erhalten haben. Zudem hätte durch kolossale Stützmauern ein Teil des beim Stalden und bei der Nydegg zu tief liegenden Quartiers auf die Höhe der neuen Brücke gehoben werden sollen. Nun, dann würden heute weder Altstadtsanierung noch Kirchenrenovation notwendig sein, man brauchte sich nicht seit Jahrzehnten darauf hin in Geduld und Resignation zu üben. Zwar hieß es auch beim Nydeggbrückenbau «Gut Ding will Weile haben». Und der erste Initiant, alt Schultheiß von Lerber, der sich schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts eifrig mit der Frage eines Brückenbaues in Bern befaßte, erlebte die Grundsteinlegung zur Nydeggbrücke am 3. Juli 1841 nicht mehr. Das möge ein Trost sein für die erwartungsvollen Freunde des vorgesehenen SanierungsWerkes. Es fehlte damals auch nicht an andern Projekten und an Opponenten. Das mag nicht verwundern. Die damalige Zeit war Vorläuferin des Eisenbahnwesens, sie forderte Hebung des Verkehrs, daher des Straßen- und Brückenbaues. Ganz ernsthaft wurde z. B. eine Brücke beim Kornhausplatz erörtert, eine Hängebrücke, wie sie dann um 1840 in Freiburg entstand. Aber man fand, daß diese von Norden nach Süden gehende Brücke nicht zu der Stadt passe, in welcher alle namhaften Straßen von Osten nach Westen laufen; sie verlängere zudem die Straßen vom Oberland, Emmental und Luzern beträchtlich und führe sie um die Stadt herum, statt durch dieselbe; diese Linie entwerte die eine Hälfte der Stadt, indem der Teil unterhalb des Zeitglockenturms wie eine Sackgasse abgeschlossen und ihm jeder Transit entrissen werde. Und als Hauptgrund wurde geltend gemacht, eine Kornhausbrücke würde, da

doppelt so hoch, länger und schwierigen Fundamentierens wegen zweimal so kostspielig wie eine Nydeggbrücke, abgesehen davon, daß sämtliche Zufahrtsstraßen neu erstellt werden müßten. Entgegen dem Wortlaut der Konzession für die Erbauung der Nydeggbrücke durch den Großen Rat im Mai 1838 wurde, wie schon erwähnt, die Zufahrt zur alten unteren Brücke empfindlich gestört. Man fügte damit im kleinen dem Nydegg-Mattequartier das zu, was man durch Ablehnung einer Kornhausbrücke der übrigen Altstadt ersparen wollte. Interessant ist auch, daß die Regierung, im Augenblick, da sie sich mit der Übernahme von 200 Aktien zu je 1000 Franken am Einmillionenbau der Nydeggbrücke beteiligte, den Bau der Tiefenaubrücke förderte. Diese Brücke aber, übrigens von politischen Gegnern verlangt, war der mächtigste Konkurrent der Brücke an der Nydegg.

Die Zürcher, Aargauer, Solothurner und Basler Straßen, welche bis dahin, 600 Jahre lang, über die Untertorbrücke auf der Ostseite in die Stadt führten, leiteten ihren Verkehr über die Tiefenaubrücke zur Engehalde und durch das Christoffeltor in dieselbe. So war es seit der Eröffnung der Engestraße im Herbst 1850. Und zwei Jahre später benutzten nur noch die Luzerner und Thuner Posten die Nydeggbrücke. Da half keine Brückenzollherabsetzung, keine Abonnementsreduktion. Die Brücke liegt eben an keiner Transitlinie. Gegen die Tiefenaubrücke und, viel später, gegen die doch entstandenen großen Kirchenfeld- und Kornhausbrücken konnte sie keineswegs aufkommen. Als am 1. März 1853 auch für die Nydeggbrücke die Zollbefreiung kam, verzichteten Staat und Stadt auf Ansprache ihrer 200 bzw. 300 Aktien, und der erstere übernahm sogar die Passiven der Gesellschaft im Betrage von rund 200 000 Franken. Das ganze Unternehmen dieses schönen und großartigen Baues war, finanziell betrachtet, unter allen Umständen ein sehr schlechtes. Aber darum ging es ja gar nicht. Die Nydeggbrücke hat zuerst dem südlichen Teil des Kantons, dann aber ganz besonders der Entwicklung der Stadt gegen Osten und Süden hin große Dienste geleistet. Die Verlegung des Bärengrabens und des Groß- und Kleinviehmarktes im Jahre 1857 an ihren rechtsufrigen Brückenkopf hat den Verkehr ungemein belebt. Die Zeit des Auto- und Omnibusverkehrs machte sie als Zufahrt zum Aargauer- und Muristalden, zu den großen Quartieren vollends unentbehrlich, ja für deren Entwicklung bedeutsam.

So wollen wir uns denn ins Jahr 1844 zurückversetzen und uns am 23. November nachmittags 2 Uhr beim Kasino dem Festzug einordnen. An der Spitze marschieren sämtliche Arbeiter, mit Eichenlaub bekränzt und mit geschulterten Werkzeugen. Man erkennt unter diesen auch ein halbes Hundert Italiener, die im Kirchet bei Meiringen Granitfindlinge und in Goldswil bei Ringgenberg Kalkplatten bearbeitet, und die vielen Fuhr- und Schiffleute, die das prächtige Gesteinsmaterial vom Kirchet bis an die Matte verfrachtet hatten. Sie waren von ihren Werkmeistern angeführt, und die Trommel, die sie stets zur Arbeit gerufen, ließ sich nun auch bei diesem festlichen Anlasse hören.

Hinter ihnen folgt das Knabengorps mit seinen Kanonen, voran die Tambouren, unmittelbar dahinter die Stadtmusik und hierauf die Direktion mit ihrem Ingenieur, der Unternehmer, die Angestellten. Eine neue Gruppe bilden der Landammann, mehrere Großräte, Abgeordnete der Regierung, des Burger- und des Gemeinderates, denen sich die Aktionäre anschließen. Den Schluß macht die Stadtlegion. Unter Musik und Artilleriesalven geht der Zug durch die Stadt nach der alten Brücke und von dort den steilen Klösterlistutz aufwärts zum Brunnen am Fuße des Kleinen Muristaldens. Das Becken des Brunnens ist zur Rednertribüne umgewandelt worden. Von hier aus hält Pfarrer Z y r o zu einer schier unübersehbaren Menschenmenge eine sinnvolle Einweihungsrede und schildert der Präsident der Direktion, alt Ratsherr Z e e r - l e d e r , die vielen Schwierigkeiten, mit welchen bei der Einleitung und Ausführung dieses großartigen Werkes gekämpft werden mußte, und zeigt, wie dieselben durch Gemeinsinn, durch Umsicht und Ausdauer besiegt wurden. Nachdem er die Brücke als eröffnet erklärt hat, legen einige Arbeiter die aufgerichteten Schranken nieder, und unter lautem Jubelgeschrei, unter dem Gewehrfeuer der Kadetten und unter lebhaften Salven der Artillerie bewegt sich der Festzug über die Brücke nach dem Kasino zurück. Als Symbole des Verkehrs schließen sich dem zurückkehrenden Zuge ein großer Postwagen an, eine Equipage, ein von zehn Pferden gezogener geschmückter Wagen mit 36 Saum Wein, ein gleicher mit Korn und Mehl, ein anderer mit Quadersteinen. Diesem folgen mehrere schöne Kuppelpferde und ein Wagen mit Kaufmannsgütern. Ganz besondere Freude erregt ein von der Alp heimkehrender Senn mit seiner glockenschallenden Viehherde, der Muni mit dem Melkstuhl und der Tulipa an der Spitze, der Senn mit dem Alpenhausrat auf dem Wägelchen. Alle Wagen und Pferde sind festlich geschmückt und mit passenden Inschriften versehen. Vor dem Kasino löst sich der Festzug auf. Die Honorationen finden sich zu einem frohen Festessen zusammen, das Volk wogt durch die hell erleuchteten Straßen, und alles freut sich des gelungenen Werkes, das einem großen Teil des Kantons Bern die Möglichkeit gab, ohne Vorspann und Radschuh mit der Stadt zu verkehren, was seit Jahrzehnten so oft gewünscht, aber nie erreicht worden war. Und wir schließen uns dieser Freude und dem Dank an den Erbauer und Berichterstatter, Karl Emanuel Müller an. Nach Vollendung des Baues wurde noch das Gefälle der unteren Gerechtigkeitsgasse von 8 auf 5 Prozent gebracht, was wegen des Untersetzens der Häuser und wegen der Eingänge große Schwierigkeiten verursachte. Und dann schlug F. Aberli, auf Veranlassung des Burgerrates, Medaillen in stark erhabener Art auf beide Seiten des großen Bogens. Auf der einen sieht man die Fama schweben mit der Trompete und dem Lorbeerkrantz in der Hand, neben ihr steht die Aufschrift: Urbi — Patriae. Und auf der Rückseite liest man in einem Eichenkranze:

Durch vereinte Hand / bernischer Bürger zu Stadt und Land / der kühne Bogen / über die Aare gezogen / in vier Jahren erstand / 1840—1844.